

subjektiv zu einer gewollten Bohème erklären.

Die Räume des Übergangs sind Räume hoher Fluktuation. Dementsprechend schwach sind die sozialen Kontrollen. Dies wiederum bedingt überdurchschnittlich hohe Anteile an psychischen Erkrankungen, illegalen Aktivitäten und abweichenden Verhaltensweisen. Hier finden sich das Rotlichtviertel, generell die Orte, an denen der brave Bürger seinen weniger reputierlichen Neigungen nachgeht. Er ist der Repräsentant der Nachtseiten der Urbanität.

Von diesem Raum ist in den Konzepten für die Innenstädte selten die Rede, sollte mehr davon die Rede sein. Denn dieser Raum ist nicht nur ein Auffangbehälter für alles, was in der geordneten Stadt nicht gern gesehen ist. Er ist zugleich ein Raum für unausgegrenzte Ideen, ein Raum der Vielfalt, des Unangepassten, des Experimentierens, der Überraschungen, der Begegnung mit dem Fremden, kurz: ein Raum urbaner Kreativität.

Urbanität hat eine Tages- und Nachtseite. Und eine urbane Stadt ist stets beide. Jerusalem und Babel. Nun ist mir auch klar, dass ein solches Weißbuch des BMVg kein Investitionsprogramm angekündigt werden kann. Aber bei den Maßnahmen zur Stärkung der Innenstädte, sollte die Planung sich doch bewusst bleiben, dass zwar Babel allein sicherlich keine lebenswerte Stadt wäre. Aber Jerusalem allein wäre wohl sterbenslangweilig.

Keynote II

Innenstadt - ein kulturalanalytischer Ansatz

Die schöne Augen der europäischen Innenstädte reflektieren ein sauberes, pittoreskes, zugleich historisierendes wie modernistisch ikonisierendes Stadtzentrum. Allerorten treffen wir auf Bausteine, welche die weiter voran schreitende Modernisierung anzeigen. Solche Eindrücke signalisieren, dass der gewollte zivilisatorische Aufstieg ins 21. Jahrhundert geglückt ist. Wohlstand und Warenangebot, nach Herkunft und Geschlecht bunt durchmischte Menschen schlenndem schauend, kommunizierend und konsumierend über übersichtliche Plätze und durch verwinkelte Sträßchen. Sie haben mehr Zeit als früher, mehr Geld zur Verfügung und mehr mobile Lebens-Spielräume. Das Ziel der an Aufbau und sozialer Gerechtigkeit orientierten Nachkriegsdemokratie scheint erreicht. Auch die am Gesamteindruck gemessenen wenigen armen Menschen: Beteiligte, ärmlich oder unordentlich gekleidete, darunter oft Jugendliche, trieben den Eindruck nicht wirklich, sie sollten allenfalls an Engagement für weiteren sozialen Ausgleich gemahnen oder an christliche Nächstenliebe.

Die sozial- und kulturwissenschaftlichen Analysen geben sich im Gegensatz zu diesem Augenschein jedoch kritisch. Der Konsum ist rückläufig, die aufpolierten Einkaufsmeilen sind nach Ladenschluss vielerorts ausgestorben. Sie stehen als Zeichen für eine „Erosion des Städtischen“¹: Öffentlichkeit finde kaum mehr statt, konstatieren Utz Jeggle und Gabriele Steffen, sie habe keinen Raum mehr, „geographisch nicht und ebenso wenig psychisch“². Sie werde auch nicht mehr wirklich gebraucht, diagnostiziert Walter Siebel mit Blick auf die wachsende Informatisierung: „Moderne Gesellschaften benötigen physische Dichte nicht mehr als Voraussetzung für Kommunikation und räumliche Zentralität, nicht mehr als Bedingung ihrer Dynamik“³.

Hier im Zentrum also „prime space“ und Verfügbarkeit aller Waren, in anderen Bezirken, vor allem an den Stadträndern dagegen ungepflegte Umgebung, marode Infrastrukturen und schlechte Reputation³. Da der Rückzug der Bevölkerung mit noch gesichertem Sozialstatus aus den Zentren⁴, die in den sich tendenziell entleerenden Schumpstädten ihre geschäftigen Funktionen verlieren und mancherorts zu sozialen Brennpunkten wirtschaftlich überflüssig gewordener BürgertInnen werden.

¹ Utz Jeggle, Gabriele Steffen: Stadt-Mensch Andreas Feldtkeller. In: dies. (Hg.), Stadt & Städter. Für Andreas Feldtkeller. Tübingen 1997, 5-7, hier 6.

² Walter Siebel: Urbanität ohne Raum. In: Diehl Kornhardt et al. (Hg.): Mögliche Räume. Stadt schafft Landschaft. Hamburg 2002, 32-40, hier 35.

³ Mielch Knecht, Peter Niedermüller: Stadterthologie und die Transformation des Städtischen. In: Berliner Blätter: Transformationen des Städtischen. Stadterthologie in Europa. Berlin u.a. 1999, 8.

⁴ Ebd., 6.

Das „Ende stadtbürgerlicher Vergemeinschaftungs- und Solidarisierungs-zusammenhänge“, „die zunehmende soziale Polarisierung“, welche die „Konturen“ von wieder zunehmend sozial prekär lebenden Schichten freilege, wurde bereits in den 1990er Jahren mit dem Ende der fordristischen Ära ausgerufen.⁵ Zur Verantwortung gezogen wurde und wird hier nicht nur die stagnierende Wirtschaftslage, sondern – schlagwortartig – auch die Suburbanisierung als Mitverantwortliche für den „Niedergang der Innenstädte“⁶ sowie die Individualisierung des modernen Menschen. Sie habe, so heisst es von kulturkritischer Seite, zur „Erosion von Bindungen“ geführt, zur Herauslösung des Einzelnen aus der bürgerschaftlichen Verantwortung für die *communitas*: Er fühle sich „nicht mehr den allgemeinen städtischen Problemen verpflichtet“.⁷

Die abnehmende Attraktivität der Innenstädte als Gespenst des von Wirtschaftsförderung motivierten Stadtdiskurses⁸ ist Befund und Klage zugleich, die wir bis in die 1980er Jahre zurückverfolgen können. Gemeint war damals noch nicht der Rückgang der Kaufkraft, sondern die Folgen der Modernisierung der Innenstädte zu uniformisierten Citys und zu verdichteten Fussgängerzonen. Stadt als Erlebniswert von grossstädtischer Atmosphäre, so hiess es, verschwinde hinter dieser Entwicklung.⁹

Die Variationen des kritischen Blicks sind Stadt für Stadt spezifisch und verschieden und sollen hier auch nicht über einen Kamm geschoren werden. Doch zurück zunächst zum schönen Augenschein der mancherorts museumsreifen und sogar mit dem Qualitätsstempel des Weltkulturerbes oder einer Kulturhauptstadt versehenen Stadtzentren. Er lässt sich etwas kosten, dieser Augenschein und er verschlingt einen zunehmend grösseren Budgetanteil der Städte – dies parallel zum Abbau der Sozialleistungen. Darüber können die Bewohnerinnen oft in ein und derselben Tageszeitungsausgabe lesen.

Dagegen werden die Budgets zur Aufrechterhaltung von Sauberkeit, Ordnung und Sicherheit gross geschrieben. Im Gegenzug zu den mächtigen Schliessungs-Diskursen, um die es sich hier handelt, fehlt es nach wie vor an lautstarken zukunftsweisenden Konzepten, welche eine offene Stadt als Ebenbild einer offenen Gesellschaft entwerfen, wie dies etwa Detlev Ipsen skizziert hatte, der als kritische Stimme im Stadtdiskurs sehr fehlen wird. Um Konzepte geht es, die ein Verständnis von Offenheit im Sinne einer an Pluralismus und Konfliktregulierung orientierten Stadt verstehen, in der Politik, Wirtschaft und Verwaltung sich den Bedürfnissen der steuerzahlenden StadtbürgerInnen verpflichtet sehen.¹⁰ Das klingt nach Utopie – ich werde am Ende darauf zurück kommen.

5 Vgl. Peter Niedermüller: Stadt, Kultur(en) und Macht. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, Bd. LII/101 (1998), 279-301, hier 283.

6 Vgl. Walter Siebel: Urbanität ohne Raum (wie Anm. 2), 34.

7 Vgl. Walter Prigge: Inszenierungen des Urbanen. Zum Strukturwandel der Europäischen Stadt. In: Diehl, Komhardt et al. (Hg.): Mögliche Räume. Stadt schafft Landschaft. Hamburg 2002, 42-50, hier 45.

8 Volker Kirchberg, Olav Behn: Zur Bedeutung der Attraktivität der City. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 29 (1988), 357-380. Hg. Jürgen Friedrichs: Soziologische Stadtforschung. Opladen.

9 so Kirchberg und Behn in den 1980er Jahren, ebd. 358.

10 Vgl. Detlev Ipsen: Migration als Ressource der Stadtentwicklung. Räumliche Bedingungen für einen produktiven Umgang mit Zuwanderung. MS, online, 6.9.2005, 4.

Um Städte als Lebensorte ihrer BewohnerInnen auszumachen, wie es dem Erkenntnisinteresse meines Faches, der Empirischen Kulturwissenschaft, entspricht, bedarf es eines Blickes auf Stadtgeschichte, der sich nicht mit der Oberfläche der Erscheinung abfindet, der das Laute und Grosse und damit das Diskursmächtige nicht für das Ganze nimmt, und der Stadt nicht als Momentaufnahme in der Gegenwart einfängt und ihre Zukunft nicht allein als Wirtschaftswunder projiziert. Es bedarf eines an Komplexität und Historizität orientierten seismischen Zugangs. Die Kulturanalyse als methodologisches Verfahren bietet einen solchen Zugang zu Stadt an.

Kulturanalyse als Zugang zur Stadtforschung

Kulturanalyse ist ein methodologischer Schlüsselbegriff der kritischen kulturwissenschaftlichen Forschung; er ist seit den 1960er Jahren in den angelsächsischen Cultural Studies und in der deutschsprachigen Volkskunde zuhause. Beiden geht es, verkürzt gesagt, um die Erforschung des Alltagslebens, des Alltäglichen, Naheliegenden und zunächst Unspektakulären, das gerade und gleichwohl die ganze Brisanz unserer Kultur zu zeigen vermag. Dieser Ansatz erlaubt es, sich an Stadtgeschehen sehr nahe heran zu begeben. Er zeichnet sich aus durch eine emische Perspektive, die den handelnden Menschen als kulturellen Akteur ausweist, und die jeweils einer Einbettung und Kontextualisierung in eine je spezifische Historizität und Gesellschaftlichkeit bedarf. Das heisst, wir können uns zur Deutung nur anmassen, wenn wir die Zusammenhänge eines Phänomens erfassen.

Methodische Voraussetzung ist eine bewusst eingenommene Voraussetzungslosigkeit. Sie ist eine Forschungstechnik, die Ethnographen und PhänomenologInnen geläufig ist. Eine phänomenologisch motivierte Analyse – ich zitiere Ludwig Binswanger, der sie als „Daseinsanalyse“ bezeichnet hat, – versteht sich „im Verhältnis zu jeder konkreten, objektiven und experimentellen Erkenntnis als fundamental (...); eine Analyse, deren Prinzip und Methode nur durch die Vorzugsstellung ihres Gegenstandes bestimmt sind: des Menschen oder vielmehr des Menschseins.“¹¹

EthnographInnen verstehen sich als Humanistinnen auf Stadtboden; sie erschliessen sich die Stadt in einem ersten Schritt über direkte Beobachtung, Eindrücke und Szenen werden eingefangen, Zwischenraumgespräche geführt, die Aufmerksamkeits gilt dem Flüchtigen, dem Vorläufigen, der Bewegung. Sie widmen sich ihnen mit einer schwebenden Aufmerksamkeit – ein Blick, der vom einen zum andern schweifen darf, ohne den Zusammenhang der Dinge von vorne herein vorzugeben. Denn die Dinge selbst sind es, die den Zusammenhang konstituieren.

Weitere Momente der Kulturanalyse, die hier nur angedeutet werden kann, umfassen zum einen die Relationalität eines Feldes. Sie erfordert „ein Denken in Relationen“ und „geht von der Grundannahme aus“, – ich folge hier grundsätzlich Rolf Lindner – „dass der Sinngehalt kultureller Phänomene erst durch die Untersuchung des

11 Michel Foucault: Einleitung. In: Ludwig Binswanger: Traum und Existenz. Bern 1992, 7 f.

Beziehungsgeflechts entschlüsselt wird, dem sie ihre spezifische Gestalt verdanken“

Zum anderen geht es in der Kulturanalyse darum, die Logik eines Feldes über „kontradiktische“ Zugänge zu erfassen. Drei methodische Figuren, die Lindner anführt, seien hier genannt: zum einen die „geplante Deplatziertheit“ (nach Kenneth Burke)¹⁴. Sie bedeutet, etwas zusammen zu denken, das eigentlich nicht zusammen gehört ein Denksakrileg begehen oder, als Erkenntniszugang, das Gegenteil einer Sache denken. Die zweite Figur meint ein „Experiment in historischer Gleichzeitigkeit“ (nach Hans-Ulrich Gumbrecht)¹⁵: Vergangenheit und Gegenwart werden hier (auf eine zunächst möglicherweise unzulässige Weise) miteinander verknüpft. Die dritte methodische Figur schliesslich findet sich sowohl in der Ethnologie als auch in der Soziologie und umfasst das Prinzip der so genannten Serendipity: eine Art Offenheit für „Zufallstreffer“¹⁶, die nur durch theoretische Unvoreingenommenheit, wie etwa Hypothesenfreiheit, gegeben ist und die Freiheit gibt, auf ungeahnte Relevanzen zu stossen.¹⁶

Mit dieser kulturanalytischen Methodologie habe ich mich mit einem aktuellen Zeitthema befasst, das die Innenstädte enthüllen, wenn man sich in sie hinein begibt. Es geht um Sauberkeit, Ordnung und Sicherheit – im Folgenden SOS genannt

SOS Stadt-Politiken

Seit etwas über zehn Jahren spitzt sich eine Stadtpolitik zu, die sich vor allem in drei stadtpolitischen Akzeptanz der Aufenthaltsverbote bestimmter Personengruppen im öffentlichen Raum wie Wegweisungen, Betteverbote, Platzverweise. Zum zweiten umfasst sie die Ausweitung eines ganzen Spektrums an Verbotserlassen in den vielfältigsten Bereichen zu einer gesamtstädtischen Ordnungspolitik; und drittens sind diese Prozesse von einer zunehmenden Moralisierung des öffentlichen Raumes, des Öffentlichen allgemein begleitet.

Das höchst Beunruhigende an diesen Befunden ist, dass sich diese drei Bereiche diskursiv überschneiden: dass nämlich Menschenangelegenheiten, Sachangelegenheiten und Moral sich zu einem befremdlichen und in hohem Masse beunruhigenden „Knäuel“ vermischen, das stellvertretend für die aktuellen sozialen Schlussungstendenzen in den Städten stehen mag.

12 Rolf Lindner: Vom Wessen der Kulturanalyse. In: Zeitschrift für Volkskunde (2003), II, 179-189, hier 179.

13 Ebd. 183: „Nur wenn man ein Denksakrileg begeht und das ‚Unmögliche‘ zusammendenkt, [...] wird man nicht nur auf die Unterschiede, die doch so offensichtlich sind (...), sondern möglicherweise auch auf Gemeinsames stossen.“

14 Ebd. 184: „Dass etwas mit etwas anderem zusammenhängt [...] erfahren wir erst, wenn wir uns in die Welt hineinbegeben“. Nur so können wir ihre „Gefühlsstruktur“ erfassen und „die empirische Feststellung des wiederholten Vorkommens von Topoi“ machen, die sich als kulturelle „Zeithemen“ entpuppen, „die einer bestimmten Zeit Kontur verleihen“.

15 Vgl. Rolf Lindner: Spür-Sinn. In: Zeitschrift für Volkskunde (2011), II, 155-169; Judith Schlehle: Qualitative ethnographische Interviewformen. In: Bettina Beer (Hg.), Methoden und Techniken der Feldforschung. Berlin 2003, 71-93.

Diesem ‚Knäuel‘, dieser Gemengelage, bin ich seit einigen Jahren auf der Spur. SOS Phänomene und Politiken habe ich seit Beginn der 2000er Jahre exemplarisch an Schweizer Mittelstädten untersucht und seither in studentischen Projekten in den Mittelstädten Marburg, Innsbruck, Graz und Turku kulturanalytisch vertieft.¹⁷

Die Begriffstriade SOS – Sauberkeit, Ordnung und Sicherheit – ist mehrdeutig.¹⁸

Was bringt sie zum Ausdruck? Sie verweist einerseits auf aktuelle Idealvorstellungen von einem gesunden Gemeinwesen, und andererseits auf ihr Gegenteil, nämlich die ihr zugrunde liegende Angst vor Schmutz, Unordnung und Unsicherheit.

Die kulturanalytische Kontextualisierung des SOS-Diskurs erfolgt in vier Schritten. Sie bedeutet zunächst die phänomenologische Vertiefung einer lokalen Beobachtung, zum zweiten die geographische Ausweitung des Blickes, zum dritten die historische Grundierung der Befunde (denn Wirklichkeit ist immer eine historisch disponierte, deren Genese sich nachzeichnen lässt) und zum vierten schliesslich die gesellschaftstheoretische Einbettung.

Das Phänomen selbst

Bei näherem Hinsehen offenbaren sich acht Elemente als Parameter einer „sauberen und sicheren Stadt“ der Gegenwart. Zum einen (1) lässt sich über das letzte Jahrzehnt eine frappante Zunahme an sogenannten Anti-Littering-Kampagnen feststellen. Sie reichen von lokalen, über regionale bis hin zu Initiativen, die eine supranationale Spannweite erreichen: also von der Aktion: „Wir halten Niederösterreich sauber!“ bis hin zu dem United Nations Environment Program www.cleantheworld.org, das als Forum für eine Weltsauberkeitsverantwortung in Erscheinung tritt. Hieran geknüpft findet sich zum zweiten (2) eine vermehrte Aufmerksamkeit für Anzahl, Bauart und Ästhetik städtischer Abfallbehältnisse. Sie wird gefolgt von (3) dem Einsatz von Müllpatrouillen. Er symbolisiert das Übergreifen der Sachebene auf die Menschenebene. An der Tagesordnung sind Waste-Sheriffs, die in Stadtparks eingesetzt werden, Polizisten, die öffentliche Kompostanlagen auf ihren richtigen Gebrauch hin überwachen, Zollfahnder auf der Suche nach Müllpiraterie usf. Diese Praktiken springen auf die privaten Haushalte über, wo fremder Müll in der eigenen Tonne angeprangert wird, Müllcontainer mit privaten Vorhängeschlössern versehen werden u.a.m. – die Müllfrage wird kriegerisch. Ein heikles Detail des Diskurses sind (4) Diskussionen und Massnahmen zum Arbeitseinsatz Straffälliger, Erwerbsloser oder Asylbewerber für die Reinigung des öffentlichen Raumes. Weiterhin lässt sich (5) der

17 Nikola Langreiter, Johanna Rolshoven, Martin Steidl, Margret Haider (Hg.): bricolage 6: SOS – Sauberkeit Ordnung Sicherheit in der Stadt. Innsbruck: Innsbruck university press (= Innsbrucker Zeitschrift für Europäische Ethnologie); Johanna Rolshoven: SOS-Schöne-Neue-Stadt: Sauberkeit, Ordnung und Sicherheit. In: *derivate*, Sondernummer: Understanding Stadtforschung 2010 (Wien), 129-134; dies.: *Cleanmess, Order, and Safety: Towards Restrictive Re-Definitions of Urbanity*. In: Eveline Dürr, Rivke Jaffe (eds), *Environmental and Ecological Issues in Cities: An Anthropological Approach*, Oxford: Berghahn, 163-177; dies.: *Die Wegweisung: Züchtigung des Anständigen oder Die Europäische Stadt als Ort der Sauberkeit, Ordnung und Sicherheit*. In: Werner Egli, Ingrid Tomkowiak (Hg.), *Intimität*. Zürich 2008, 35-58.

18 z.B. gibt es eine gewisse Bandbreite an unternehmerischen Anbietern, die mit dem Namen SOS Ordnungskonzepte verkaufen.

zunehmende Einsatz von parapolizeilichen Stadtpatrouillen beobachten: Es handelt sich um private Sicherheitsdienste, deren Zahl manchenorts die der örtlichen Polizei übersteigt und die ihren Dienst in einer unübersichtlichen Rechtslage versehen. Der sechste Punkt (6) ist der Einsatz von Video- oder Ultraschallüberwachungssystemen im öffentlichen Raum; er steht für das grosse Thema der Sicherheit im öffentlichen Raum. Ein siebenter Punkt (7) ist die Konjunktur der Begriffe Transparenz und „Bereinigung“ in städtebaulichen Konzeptionen der Architektur – mit kleinen und grossen Folgen. Sie betrifft das Schaffen von freien Sichtachsen, die Anbahnung hindernisfreier Freiflächen wie Plätze ohne Sitzgelegenheiten, das Ideal der „Neue Einfachheit“, das als leitende Gestaltungsgrössen Offenheit und Transparenz propagiert sowie die Verwendung exklusiver Materialien, die als „soziale Filter“ wirken. Zur Stadtmöblierung zählen ebenfalls Entwicklung und Einsatz von Mikrotechnologien, die verhindern, dass Tauben und Menschen auf Gebäudedecken Platz nehmen können.

Der juristisch heikelste Punkt sind achtens (8) die sogenannten „Wegweisungsbestimmungen“ – so heissen sie in der Schweiz, woanders werden sie unter dem Begriff Platzverweis oder auch Bann bekannt. Es handelt sich um städtepolizeilichen Verordnungen, die es erlauben, jemanden aus dem öffentlichen Raum zu verweisen, ohne dass ein Straftatbestand erkennbar sein muss: eine Platzverweisung zu erteilen, ein Bettelverbot auszusprechen oder sogar eine Expulsierung aus dem nationalstaatlichen Territorium vorzunehmen. Diese Verordnungen sind juristisch umstritten und viel diskutiert.

Den Blick ins Internationale ausweiten, ihn entlokalisieren

Die Praxis dieser öffentlichen Hausverbote ist international. Die geahndeten Vergehen werden allgemein mit den angelsächsischen Begriffen der „Incivilities“ oder „Disorder-Phänomene“ bezeichnet. Nur kurz erwähnt sei hier als ein Vorreiter der britische Gesetzeswerk, das unter der Regierung Blair 2003 erlassen wurde: der sog. Anti-Social Behaviour Action Plan, bekannt als ASB-Bill. Im Wortlaut der ASB-Bill fallen unter sog. antisoziales Verhalten: „laute Nachbarn, verlassene Autos (Schrott), Vandalismus, Graffiti, Müll, Belästigung durch Jugendliche“¹⁹. Sie sind im Übrigen auch die Hauptzielgruppe dieser Verordnungen.

Die Liste der genannten Zumutungen ebenso wie diejenige der Städte und Gemeinden, die eine ASB-Bill, einen Wegweisungsartikel oder ein Bettelverbot verabschieden, wird von Jahr zu Jahr länger, während die städtischen Kriminalitätsraten, bezogen auf ein Jahrhundert, noch nie so tief waren. Zusehends verlängern sich auch die Listen selbst über auffällige Fussballfans bis hin zu Fensterprostitution. Die durch das schottische Parlament erlassene ASB-Bill enthielt als erste auch ein Recht zur lebenslänglichen Wegweisung: to get banned, lautet der Urteilspruch. Für bestimmte Personen in bestimmten Perimetern kann ein lebenslanger Bann ausgesprochen werden.²⁰

¹⁹ Vgl. <http://www.homeoffice.gov.uk/anti-social-behaviour/what-is-asb/> (St. 2006-08-16).
²⁰ Vgl. ASB bill of Scottish Parliament; http://www.edinburgh.gov.uk/internet/city_living/community.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass der international ausgeweitete Blick auf Phänomene und Kontext erstens die wachsende gesellschaftliche Empfindlichkeit gegenüber Unordnungen vielfältiger Natur und das Aufkommen neuer politisch korrekter Wortbildungen dafür aufzeigt. Stadt ist auch ein semantischer Raum, ein Bedeutungsraum, der sich über Sprache erschliesst. Zweitens zeigt sich, dass die Existenz der städtischen Verbotslisten – international – dazu einlädt, Störfaktoren im öffentlichen Raum aufzuspüren und anzuprangern. Eine dritte Beobachtung ist nicht ohne Zusammenhang zu den vorherigen: Das letzte Jahrzehnt verzeichnet eine deutliche Zunahme derjenigen StadtbewohnerInnen, die aus unterschiedlichen gesellschaftlichen Gründen auf der Strasse stehen, während sich gleichzeitig – dies viertens – die innerstädtischen Einkaufsmeilen zunehmend verschönern.

Die Existenz des SOS-Knäuels ist ein Zeichen für ein zunehmendes Zumutungsempfinden auf der einen Seite (Diskurs), sie ist – ganz konkret – ein Zeichen für die Zuspitzung sozialer Problemlagen andererseits, die im öffentlichen städtischen Raum sichtbar werden (soziale Lage), und sie ist zum dritten ein Zeichen für städtische Probleme der Raumverwaltung (Stadtpolitik). Eine Herausforderung für aktuelle Stadtpolitiken ist es folglich, die diskursive, die lebensweltliche und die handlungspolitische Ebene zusammen zu denken, um nachhaltig lösungsorientiert planerisch handeln zu können.

Die Historizität einer Gegenwarterscheimung erfassen

Die Begriffe der Wegweisung, der Unordnung und des Unzivilisierten mögen in der Gegenwart zwar als neue Begrifflichkeiten daher kommen, die Praxis, die sie bezeichnen, ist hingegen alt. Im historischen Rückblick auf die Frühzeit der europäisch-asiatischen Stadt, auf die Anfänge ihrer modernen Gestaltwerdung und Expansion im Gefolge von Industrialisierung und Urbanisierung trifft man auf verbüßend ähnliche Diskurse. „SOS“ funktioniert so gut, weil wir es kulturell schon „kennen“; wir wissen um diesen Zusammenhang. Warum wir darum wissen ist eine ganz interessante Sache.

Die heutige SOS-Politik weist eine Bedeutungsverwandtschaft mit der Sanierungspolitik auf: die Sanierung ist ein Schlüsselbegriff des modernen Stadtbbaus. Wir stossen in den diesbezüglich informierenden Quellen – es handelt sich um polizeiliche Untersuchungsberichte, um Wohnungssequenzen, Sozialreportagen oder Statistiken im 19. Jahrhundert – auf das Wort Sanierung im Sinne von Bereinigung sowohl auf (städtische) Bauten und Infrastrukturen als auch auf Menschen bezogen.

Die Sanierung verbindet sich mit der Geburt der städtischen Gesundheitspolitik in Europa am Ende des 18. Jahrhunderts. Der enorme Zuzug der Landbevölkerung in die früh industrialisierten Städte hatte im Durchschnitt innerhalb von 50 Jahren zu einer Verzehnfachung der Stadtbevölkerungen geführt.²¹ Die „Bevölkerungsexplosion“

safety/crime and law enforcement/Antisocial behaviour (St. 2007-06-10)

²¹ Cf. Gottfried Korff: Mentalität und Kommunikation in der Grossstadt. Berliner Notizen zur „inneren“ Urbanisierung. In: Theodor Kohlmann, Hermann Bausinger (Hg.), Grossstadt. Aspekte empirischer Kulturforschung. Berlin 1985, 343-361, hier 345. Betrifft wies in den 1830er Jahren eine jährliche Wachstums-

erforderte sozialpolitische, gesundheitswissenschaftliche und städtebauliche Massnahmen. Die Städte öffneten sich wirtschaftlich und baulich – genau wie hier unter den späteren Bedingungen der Globalisierung; man nahm Abschied vom mittelalterlicher Verwinkelung und Umgrenzung. An vielen Orten wurden Stadtviertel abgerissen und mit hygienischen Installationen versehen neu überbaut.

Mit den Sanierungen einher gingen soziale Schliessungsprozesse. Sie waren die Vertreibung der armen und dicht zusammenlebenden Bewohnerschaft begleitet die eine Verdrängung der Armut aus den Stadtzentren bedeutete. Im antisemitischen Klima des ausgehenden 19. Jahrhunderts konnotierte sie zugleich die „Bevölkerungsreinigung“ der armen jüdischen Bevölkerung in den Innenstädten und wird damit zur dunklen Vorboten der faschistischen Menschenvernichtungspolitik der 1930er und 40er Jahre.²²

Die Sanierungen legitimierten sich mit der bestehenden Krankheits- und Lebensgefahr durch epidemische Krankheiten. Choleraepidemien hatten die westeuropäische Stadtbevölkerungen seit Beginn der 1830er Jahre teilweise um die Hälfte dezimiert. Diese Bedrohung forcierte die wissenschaftlichen Bemühungen um die Erkennung von Krankheits-Ansteckungszusammenhängen und die Entwicklung einer städtischen Hygienepolitik.²³ Bis zur Entdeckung des Bazillus in den 1890er Jahren durch Louis Pasteur und Robert Koch wusste man noch wenig Genaues über die Zusammenhänge der Krankheitsansteckung. Man glaubte, dass Krankheiten durch Luft (Miasmentheorien), durch Dreck oder auch durch Wasser übertragen werden.

In den zeitgenössischen Quellen beklagte man die desolaten Wohnverhältnisse im Elend Lebenden nicht als menschenunwürdige und gesundheitsgefährdende Situationen, sondern als Zumutung für die allgemeine Moral, als Schädigung der Sitten, und hier vor allem die Inzestgefahr. Der aufgeklärte Schweizer Pädagoge Heinrich Grunholzer, er war ein Freund der radikalen Demokratin Bettine von Arnim, schreibt 1843 in seinen Aufzeichnungen über das arme Berliner Vogtlandquartier:

„Eine viel wichtigere Seite [als die Krankheiten, jr] ist jedoch die Berücksichtigung zu welcher Immoralität das Zusammenwohnen so vieler Leute aus der geringen Volksklasse führt, (...). Besonders nachteilig ist dies Beispiel für die zahlreich-

rate von 6-7'000 Einwohnern auf, die sich in den 1840er Jahren auf 18 bis 20'000 pro Jahr verdreifachte. Berlin zählte um 1820 (gleich wie NY) 200'000 EW, verdoppelte seine Einwohnerzahl innerhalb von 27 Jahren. Siehe auch: Marc Girouard: Die Stadt, Menschen, Häuser, Plätze. Frankfurt/M., New York 1987. (S. 303; New York zählte 1830 200'000 EW, 1930 7 Millionen; Chicago zählte 1830 50 EW, 1930 3'376'000.) Berlin 1816: 197'000, 1846: 397'000.

²² Nur ein Beispiel aus den Transkriptionen der Den Haager Protokolle zu den Völkermorden im ehemaligen Jugoslawien: in einem Dokument, das im Verhör Mitosevic's durch Carla del Ponte eine Rolle spielte, ist von der Assanierung kosovo-albanischer Ortschaften die Rede. Während der Angeklagte zu der Behauptung beharrt, es sei um das Vorhaben der Installation hygienischer Einrichtungen in diesem Dorf gegangen, sieht die Richterinnen darin eine Bestätigung des Plans zur Auslöschung der dortigen Bevölkerung. http://fredalannmedforth.blogspot.com/2006_03_01_fredalannmedforth_archive.html (est. 20.9.06) (Achtung problematische Web-Seite; die Den Haager Protokolle waren 9/05 im Netz und sind es heute nicht mehr)

²³ Vgl. hierzu die luzide Kontext-Darstellung von Alain Corbin: Pesthauch und Blütenduft. Eine Geschichte des Geruchs. Berlin 1984 [Paris 1982]; s. insbesondere das Kapitel „Der Gestank des Armut“, 189-200.

Jugend, welche sich in den Häusern befindet, welche das fortdauernde Beispiel von Rohheit und Unsittlichkeit vor sich sehen kann [...]“^{24c}

Zeitgleich (1842) schreibt Edwin Chadwick, ein führender britischer Vertreter des Sanitätsgedankens: „Die Fiebermester und die Stätten der physischen Verlotterung sind zugleich die Stätten der moralischen Verderbenheit, der Unordnung und des Verbrechens.“^{25a}

Die städtische Sanierungspolitik steht damit am Beginn der diskursiven Verknüpfung von Raumhygiene und Sozialhygiene; sie fusst auf einer Assoziationskette von körperlicher Arbeit, Armut, Schmutz und Gefahr.

Mit der zunehmenden städtischen Dichte begannen sich die Ängste von Bürgern und Obrigkeit weg vom Organischen, von Schmutz, Wasser, Luft und in Begriffen einer natürlichen Ordnung gedachten hin zum Sozialen, zur sozialen Frage zu verschieben. Hinzu kommen erste Manifestationen der Arbeiterbewegung – die „rote Gefahr“. Ein für alle Mal liess sich nun Ansteckungsgefahr sowohl wörtlich begreifen wie auch in einem übertragenen Sinne.

Der Begriff der Sanierung birgt demnach ein mentalitätsgeschichtliches „Erbe“, das die Moralisierung baulicher Massnahmen zulässt. Dieses Erbe liegt der Konjunktur der Idee einer „sauberen Stadt“ zugrunde, die Müll und Abfall nicht nur eine pragmatische Aufmerksamkeit schenkt – was in Zeiten der zunehmenden Müllproduktion und der zunehmenden Lukrierung der Müllwirtschaft legitim zu sein scheint. Sie wirkt auch als ästhetischer Imperativ nach, der die legitimen Stadtbewohner als Teil des Erscheinungsbildes der Stadt betrachtet. Dies legt den Grundstein für Formen der Raumkontrolle, die Sachen und Menschen umgreift.

Der historische Blick erschliesst uns für die Gegenwart Zustände, die aus der stadtpolitischen und wirtschaftlichen Konzentration auf die Innenstadt erwachsen sind. Die SOS-Diskurse funktionieren so gut, weil sie bekannt sind und als Teil „unserer“ Kultur identifiziert werden. Aus kulturalistischer Sicht, die sich der Stadt als Bedeutungsraum nähert, erscheint es darum dringlicher denn je, Gegendiskurse zu diesen Schliessungstendenzen der Städte zu formulieren.

Ich möchte daher als Ausklang

Die sich schliessende Stadt einer offenen Stadt gegenüberstellen

Das Konzept der offenen Stadt existiert in verschiedenen Ausformulierungen und ist aus unterschiedlichen Planungs- oder Gestaltungszusammenhängen bekannt. Zwei

²⁴ Bettine von Arnim: Dies Buch gehört dem König [1843]. Werke und Briefe, vol. 3, ed. Gustav Konrad Friesen 1963, Anhang.
²⁵ Zitiert nach Rolf Lindner: Walks on the Wilde Side. Eine Geschichte der Stadtforschung. Frankfurt/M. 2004, 20.

Beispiele seien hier skizziert: Zum einen das Open City Projekt als Gestaltungsaufgabe unter der Federführung der Architekten Kees Christiaanse und Tim Rientis, zum anderen Open City als zukunftsweisende stadtpolitische Planungsaufgabe, die der amerikanische Stadtplaner John Friedmann Ende der 1990er Jahre postuliert hat.

Christiaanse und Rientis hatten „Open City“ 2009 zum Motto der Rotterdamer Architekturbiennale erklärt. Aus der Perspektive der Architektur wurde hier die Frage aufgeworfen, welche städtebaulichen Qualitäten nötig sind, um eine, an einer offenen Stadt orientierte kulturell dynamische urbane Kultur zu pflegen. Können Architektur und Planung überhaupt etwas zur Lösung sozialer Fragen in den Städten beitragen?

Das Besondere an Christiaanses Zugang ist es, die Stadt für einmal nicht von ihrem Zentrum, der Innenstadt ausgehend zu erfassen, sondern sie von ihren Randphänomenen her zu beschreiben. Hierzu wurden dringliche soziale Agenden als Ordnungskategorien städtischer Randphänomene formuliert: Zum einen ist dies das Motiv der Diaspora. Die zweite Figur umfasst einen sog. Refuge Urbanism. Der dritte Motiv hiess herausfordernd Squat und das vierte Motiv Community.

Diaspora steht für die gestalterische Berücksichtigung eines den individuellen Bedürfnissen angemessenen Feldes von Rückzug und Integration. Refuge Urbanism stellt die Frage, welche Schutzräume – v.a. für die schnell wachsenden Megacities – konzipiert werden können, und zwar nicht allein für Menschen in Asyl und Fluchtsituationen, sondern auch im Sinne des alltagsweltlichen Wunsches nach Kontemplation und Aufanken.²⁶

Das Motiv Squat appelliert an die Aufmerksamkeit und Sorge für temporäre Behausungen als kreative und dynamische Gebilde. Das Motiv der Community schliesslich umfasst das Zulassen von Nachbarschaften und Subkulturen, die als gemeinsamen Hintergrund nicht die nationale Zugehörigkeit haben, sondern die Ortsansässigkeit.

In diesem Konzept der Open City wird die Stadt als ein Möglichkeitsraum für ihre BewohnerInnen entworfen, die an der Entwicklung und Nutzung städtischer Räume partizipieren können. Sie ist die gastfreundliche Stadt, die zur Partizipation einlädt und Zugang zu Raum, Netzwerken und Infrastrukturen gewährt.

Auch das Open-City-Konzept des amerikanischen Stadtplaners John Friedmann verfolgt einen akteursorientierten Ansatz. Aber es setzt vor allem an den Ängsten der StadtbewohnerInnen an.²⁷ Sie sind Motor der SOS-Politik und stehen, dezidiert

26 Tim Rientis, Jennifer Sigler, Kees Christiaanse (eds), *Open City: Designing Coexistence*. Amsterdam 2009. Dem Wunsch der nach Schutz suchenden StadtbewohnerInnen entspricht die Vertrautheit von Alltagsräumen, von Nischen und Zwischenräumen (Höfe, Vorplätze, Terrassen), aber durchaus auch von den von ihnen weniger geschätzten gated communities oder ghettos.

27 Der Beitrag von John Friedmann ist im Internet unter ff. Link abrufbar: Er wurde unter dem Titel »City of Fear or Open City« für das »Journal of American Planning Association – JAPA« (Ausgabe Sommer 2002) verfasst. Mit freundlicher Genehmigung von JAPA wurde der Beitrag für diese Veröffentlichung aus dem Englischen ins Deutsche übersetzt (Übersetzerin: Gisela Schillings). Die Verantwortung für die Übersetzung liegt beim Deutschen Institut für Urbanistik. Der Text findet sich ebenfalls in disp 1999.

als zuvor seit 9/11, im Raum, das heisst, sie sind ein willkommener Vorwand auf dem Tapet der stadtpolitischen Wahlargumente. Wider das Gefängnis der eigenen Ängste²⁸ propagiert Friedmann „die herausfordernde Idee“ einer Offenen Stadt, „die sich dem Leben öffnet“.²⁹

Auch er definiert vier „integrale Bestandteile“ seiner Vision der offenen Stadt, (1) die „Verringerung des ökologischen Fußabdrucks der Städte“³⁰; (2) die „Formulierung einer Charta der Stadtbürgerschaft“; (3) eine Sozialpolitik, welche die „Befriedigung menschlicher Grundbedürfnisse“ gewährleistet,³¹ und (4) der „Entwurf neuer städtischer und regionaler Verwaltungs- und Steuerungsformen.“³²

Vor allem das zweite Moment der Offenen Stadt erscheint von fundamentaler Bedeutung als städtische Ordnungskategorie im Sinne einer stadtpolitischen Handlungsgrundlage: die Charta der Stadtbürgerschaft (local citizenship).³³ Die lokale Stadtbürgerschaft gewährt politische Partizipation und beruht ausschliesslich auf dem Prinzip der Ansässigkeit.³⁴ „Die Offene Stadt“ nach John Friedmann, „ist eine integrative Vision, die „kommunitaristischen Werten“ eine zentrale Bedeutung beimisst. Sie erfordert „eine breite öffentliche Debatte über öffentliche und private Bürgerugenden“.³⁵ Also mithin ein langfristig angelegtes Szenario der Umsetzung.

Diskurse um eine sozial und konzeptionell Offene Stadt werden von den Städten kaum mehr priorisiert. Sie sind ein wichtiger Gegendiskurs zur aktuell vorherrschenden SOS-Charta, welche vorschnell und an der Oberfläche der Erscheinung zeitspezifische Stadtprobleme bekämpfen will, deren Ursachen komplex sind und denen kaum über Ursachen-Wirkungen-Massnahmen-Kataloge abzuhelfen ist.

Das Thema Stadtentwicklung, das sollte hier aufgezeigt werden, ist ein vielstimmiges Feld, das unweigerlich zu kurz greift und fehl geht, wenn es sich nur auf die Zentren als prominente städtische Teilräume konzentriert.

Da wir in einer Gegenwart leben, die uns mit wachsender Komplexität heterogener Lebensverhältnisse und Deutungsansätze konfrontiert, sind auch erkenntnistheoretische Zugänge gefragt, die Vielstimmigkeit zulassen; so die Auffassungen von Winfried Hamann und Klaus Strohmeier, die Anfang der 1990er Jahre Visionen künftiger Stadtentwicklung entworfen hatten:

„Städtebau ist heute keine Planungs- sondern eine fachübergreifende Kompositionsaufgabe. Gefordert ist die Skepsis gegenüber dem singulären Entwurf, ist die Kunst des Offenhaltens, die Toleranz des Unfertigen, das Beharren auf Nischen

136. 111|Friedmann DISP 1999.pdf

28 J. Friedmann: Open City, 282. „Wenn wir die Welt aussperren und die Stadt abriegeln, dann schliessen wir uns im Gefängnis unserer eigenen Ängste ein.“ (F, 282)

29 J. Friedmann, 282.

30 J. Friedmann 283f.

31 J. Friedmann 287.

32 J. Friedmann 282.

33 J. Friedmann 284f.

34 J. Friedmann 285.

35 J. Friedmann 286.

Panel-Diskussion mit Beteiligung des Publikums

Wer oder was treibt die Innenstadt?

Planungsverantwortliche und private Akteure im Gespräch:

Uwe Bodemann, Hans-Ulrich Weicker, Elisabeth Herzog-von der Heide, Markus Schäfer, Vera Kloke, Judith Mischor
Moderation: Thomas Dilger

Thomas Dilger (Unternehmensgruppe Nassauische Heimstätte Wohnstadt, Frankfurt a. M.)

Vielen Dank, Peter. Meine sehr verehrten Damen und Herren, wir müssen uns entschuldigen, dass wir Sie jetzt aus dem schönen Wetter holen, aber ein bisschen Arbeit muss sein. Es tut uns insofern leid, dass wir nach dem Essen die verdauungsbedingte Ermüdung auch noch durch Verdunkelung unterstützen. Wir werden uns Mühe geben, dass dann wenigstens die Diskussion, zu der Sie alle herzlich dann eingeladen sind, munter genug wird.

Nach der Vogelperspektive heute Morgen mit philosophischen und sozialwissenschaftlichen Ansätzen, kommen wir nun in die Niederungen der täglichen Arbeit an der Innenstadt. Ich möchte Ihnen die Damen und Herren auf dem Podium mit ihrem jeweiligen Projekt vorstellen. Insofern darf ich nur sagen: Wir haben hier Vertreter einer kleinen Stadt, zweier größerer Städte, einer Großstadt, Vertreter von Initiativen, die mehr von unten oder von der Seite in das Thema kommen, aber das werden wir gleich bei der Vorstellung sehen.

„Wer oder was treibt die Innenstadt?“ Wir haben - ich glaube, es war 2000 - in unserer Jahrestagung in München den Titel gehabt: „Wer plant die Stadt? Wer baut die Stadt?“ Mittlerweile sind elf Jahre vergangen, und die Antworten werden im Detail vielleicht ein bisschen anders ausfallen als damals; aber ich glaube nur im Detail.

Heute also die Frage: „Wer treibt die Innenstadt?“ Sind es starke Kommunalpolitiker? Ist es der Oberbürgermeister oder der Fachdezernent? Ist es eine starke Verwaltung - da, wo es sie noch gibt? Gibt es die kommunale Selbstverwaltung? Wir haben ja vorhin gehört, das wäre möglicherweise heute nur noch eine leer Hülse. Triff das zu, was wir heute von Herrn Siebel gehört haben? Handelt die Stadt aktiv? Handelt sie prophylaktisch? Oder wird sie getrieben? Sind es Investoren, die die Innenstadt vorantreiben? Und wenn ja, was für Investoren sind es denn? Sind es anonyme, global tätige oder sind es vielleicht auch mittelständische Unternehmen? Wenn ja, wenn es wirklich Investoren sind, wie kann man sie dann im Interesse der Stadt steuern und im Griff behalten? Oder sind es vielleicht doch mehr bürgerschaftliche Aktivitäten, die die Innenstadt treiben? Vielleicht die jungen Alten, etwa meine Generation, die die Meinungsführerschaft bei Bürgerinitiativen inzwischen übernommen haben, fit

³⁶ Winfried Hammann, Klaus Strohmaier: Grossstadt am Stadtrand. In: kursbuch 1993, 69.

Almanach 2011/2012

Die Zukunft der Innenstadt

Jahrestagung in Darmstadt

Vorbereitender Bericht

Wissenschaftliches Colloquium in Berlin

Herausgegeben im Auftrag des Präsidiums
vom Wissenschaftlichen Sekretär der

Deutschen Akademie für Städtebau und Landesplanung (DASL)

Julian Wékel

Die Zukunft der Innenstadt

Almanach 2011/2012



Impressum

Die Zukunft der Innenstadt
Almanach 2011/2012

Redaktion: Julian Wékel

Copyright 2012 by
den Autoren der Deutschen Akademie
für Städtebau und Landesplanung, Berlin

Alle Rechte, einschließlich
Fotokopie und Mikrokopie,
vorbehalten

Die Abbildungen stellen die Autoren
aus ihren Archiven zur Verfügung

Titelbild:

Frankfurt am Main, Conrad Faber von Kreuznach

Herstellung:

Druckhaus Berlin-Mitte GmbH

Printed in Germany 2012

ISBN 987-3-9809331-9-3

Inhalt

<i>Julian Wékel</i>	Editorial	11
	Jahrestagung 2011 in Darmstadt Die Zukunft der Innenstadt	
<i>Michael Krautzberger</i>	Grüßworte und Einführungen	19
<i>Jochen Partsch</i>		21
<i>Martin Orth</i>		23
<i>Sabine Süß</i>		27
	Vorträge, Foren und Diskussionen	
<i>Roger Willemssen</i>	Feuilletonistischer Auftakt: Ansichten zur Innenstadt	29
<i>Walter Siebel</i>	Keynote I: Die Bedeutung der Innenstadt aus soziologischer Sicht	45
<i>Johanna Rolshoven</i>	Keynote II: Innenstadt - ein kulturanalytischer Ansatz	53
<i>Thomas Dilger (Moderation)</i>	Panel-Diskussion mit Beteiligung des Publikums: Wer oder was treibt die Innenstadt? Planungsverantwortliche und private Akteure im Gespräch: Uwe Bodemann, Hans-Ulrich Weicker, Elisabeth Herzog von der Heide, Markus Schäfer, Vera Kloke, Judith Mischor	65
<i>Franz-Josef Höing</i>	Moderierter Diskurs mit Beteiligung des Publikums: Aktuelle und zukünftige „Formate“ stadtentwicklungsbezogener Projekte und ihre Bedeutung für die Zukunft - Martin Wentz, Philipp Cabane	89
<i>Rena Wandel-Hoefer</i>	Impulsreferat 1: Funktion und Struktur, Gestaltung und öffentlicher Raum	111
<i>Regula Lüscher</i>	Impulsreferat 2: Historie und Gesellschaft, Instrumente der Planungskultur	129
<i>Elmar Schüttz</i>	Einleitung zu den Foren	139
<i>Julian Wékel</i>	Vortrag und Diskussion der Ergebnisse der Foren	143
<i>Dierk Hausmann</i>	Forum 1: Kleinstadt	147
<i>Gisela Stete</i>	Forum 2: Mittelstadt	151
<i>Monika Wiebusch</i>	Forum 3: Großstadt	155
<i>Gabriela Bloem</i>	Forum 4: Metropole	159
<i>Michael Krautzberger</i>	Schlusswort	165